

Rüdiger Hachtmann

Bürgertum, Revolution, Diktatur – zum vierten Band von
Hans-Ulrich Wehlers „Gesellschaftsgeschichte“

<http://dx.doi.org/10.14765/zzf.dok.1.824>

Reprint von:

Rüdiger Hachtmann, Bürgertum, Revolution, Diktatur – zum vierten Band von
Hans-Ulrich Wehlers „Gesellschaftsgeschichte“,
in: Sozial.Geschichte 19.3, 2004, S. 60-97

Copyright der digitalen Neuausgabe (c) 2017 Zentrum für Zeithistorische Forschung
Potsdam e.V. (ZZF) und Autor, alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk wurde vom Autor
für den Download vom Dokumentenserver des ZZF freigegeben und darf nur
vervielfältigt und erneut veröffentlicht werden, wenn die Einwilligung der o.g.
Rechteinhaber vorliegt. Bitte kontaktieren Sie: <redaktion@zeitgeschichte-digital.de>

Zitationshinweis:

Rüdiger Hachtmann (2004), Bürgertum, Revolution, Diktatur – zum vierten Band von Hans-Ulrich Wehlers „Gesellschaftsgeschichte“, Dokserver des Zentrums für Zeithistorische Forschung Potsdam, <http://dx.doi.org/10.14765/zzf.dok.1.824>

Ursprünglich erschienen als Rüdiger Hachtmann, Bürgertum, Revolution, Diktatur – zum vierten Band von Hans-Ulrich Wehlers „Gesellschaftsgeschichte“, in: Sozial.Geschichte 19.3, 2004, S. 60-97

DISKUSSION

Rüdiger Hachtmann
Bürgertum, Revolution, Diktatur –
zum vierten Band von
Hans-Ulrich Wehlers
»Gesellschaftsgeschichte«

AUCH der vierte Band der »Deutschen Gesellschaftsgeschichte« Hans-Ulrich Wehlers über den Zeitraum 1914 bis 1949 ist zweifelsohne eine große Leistung: Die kaum zu überblickende Forschung zum Ersten Weltkrieg, zur Weimarer Republik, zum »Dritten Reich« und zur unmittelbaren Nachkriegszeit hat der Nestor der Bielefelder Schule wenigstens zum größten Teil rezipiert und zu einer lesbaren, in manchen Teilen prägnant formulierten Synthese zusammengefasst. Dies gilt zum Beispiel für die Passagen über den »deutschen Pyrrhussieg im Osten« vom Sommer 1918, über den »ungehemmten Expansionsdrang«, die »nackte Beutegier« und »das rassistische Großprojekt einer germanischen Brandmauer gegen das Slawentum«. Gelungen ist dieses Kapitel vor allem deshalb, weil deutlich wird, dass der Imperialismus des Ersten und des Zweiten Weltkrieges gar nicht so weit auseinander lagen. Angesichts des Krieges gegen die gerade gegründete Sowjetunion vom Frühjahr und Sommer 1918 »wirken die Ziele von Hitlers Russlandpolitik keineswegs mehr wie die megalomanen Visionen eines Phantasten, der als Fremder in die deutsche Geschichte einbrach, sondern wie die überaus konkreten Anknüpfung an eben jenen Zustand, den seine Generation damals schon einmal erlebt hatte«. (S. 154 f.; vgl. auch S. 858 f., 863)¹ Obgleich auch andere Passagen des vierten Teils des Opus magnum Wehlers in ihrer präzisen Darstellung beeindruckend – zum Beispiel der Ab-

1 Pointierter noch: Hans-Ulrich Wehler, Die Urkatastrophe. Der Erste Weltkrieg als Auftakt und Vorbild für den Zweiten Weltkrieg, in: Der Spiegel, 2004/8, S. 82–89.

DISKUSSION

schnitt über »Militärpolitik und Militarismus« in der Weimarer Republik (S. 414–428) oder über den »Reichsnährstand« (S. 699–707) –, bleibt der neue Band allerdings der mit Abstand schwächste der Wehler'schen »Gesellschaftsgeschichte«.

Dies liegt nicht in erster Linie daran, dass der vor allem für das 19. Jahrhundert ausgewiesene Bielefelder Historiker sich in seiner Darstellung des 20. Jahrhunderts manchmal auf recht dünnem Eis bewegt. Entscheidend ist, dass politische Grundhaltung und soziokulturell bedingte Ressentiments des Autoren in der »Gesellschaftsgeschichte 1914 bis 1948« sehr viel stärker durchscheinen als in den ersten drei Bänden. Dies soll im Folgenden an zwei zentralen Themen, die das Werk durchziehen, diskutiert werden, an seinem Verständnis von »Bürgertum« und seinem Blick auf »die Revolution«. Im dritten Teil des Essays wird Wehlers Darstellung des NS-Herrschaftssystems thematisiert. Unter anderem wird der heuristische Wert der Anwendung des Konzepts »charismatische Herrschaft« auf das NS-Regime und seine hitleristische Verengung durch Wehler diskutiert. Dieser Teil ist zugleich als Beitrag zur Diskussion um die Struktur des NS-Herrschaftssystems zu verstehen.

I. Wehler und das Bürgertum

Der Grand Signeur der Bielefelder Schule besitzt ein inniges Verhältnis zum Bürgertum. Verräterisch ist bereits das Wort vom »Totalverrat« des Bürgertums »an der Zielutopie einer »bürgerlichen Gesellschaft««. (S. 720) In Wehlers Verdikt der »schmählichen Kapitulation aller bürgerlichen Klassen« (ebd.) angesichts der NS-»Machtergreifung« schwingt nachhaltige Enttäuschung und überhaupt viel Emotion mit. Das Diktum vom »Verrat des Bürgertums« an allen entscheidenden historischen Wendepunkten deutscher Geschichte im 19. und 20. Jahrhundert (1848/49, 1866/71, 1914, 1918/19, 1933) ist freilich nicht originell, sondern bis in die Gegenwart hinein Prämisse politischer Historiographie eines strammen bundesdeutschen Konservatismus, neoliberaler Sozialdemokratie und ebenso der vormaligen DDR-Historiographie. Nichtsdestotrotz sitzt die These vom »Verrat des Bürgertums« dem Trugbild einer »historischen Mission des Bürgertums« auf: Das Bürgertum habe der »bürgerlichen Gesellschaft« als der (so Wehler) »attraktivsten Utopie, die das europäische Bürgertum je hervorgebracht hat« (S. 309), gefälligst zum Durchbruch zu verhelfen. Das ist ein Missverständnis.

RÜDIGER HARTMANN

Entstehen konnte dieses Missverständnis, weil der Begriff »Bürger« (im Deutschen) mehrere unterschiedliche Bedeutungsebenen enthält: Er kann die soziale Großgruppe Bürgertum (mit dem Bildungsbürgertum als Kern) oder das Wirtschaftsbürgertum als dessen Teilschicht, ferner das alte Stadtbürgertum (das große Teile des seit Mitte des 19. Jahrhunderts »kleinbürgerlich« gewordenen alten Mittelstandes einschließt) sowie schließlich »den Staatsbürger« meinen. »Bürgerliche Gesellschaft« zielt auf *politische* Egalität, mithin auf den Staatsbürger, nicht dagegen auf das Bürgertum als Sozialschicht. Wenn »das Bürgertum« als Sozialschicht in den letzten beiden Jahrhunderten revolutionär oder reformorientiert agierte, dann war dies entweder die Ausnahme (namentlich 1789 bis 1794, als es freilich weder in Frankreich noch sonst wo auf dem Kontinent schon ein »Bürgertum« im modernen Sinne gab) oder *Minoritäten* der Sozialschicht Bürgertum wurden zur politisch treibenden Kraft. Strukturell ist das Bürgertum konservativ disponiert und auf politische wie soziale Distinktion zu den Unterschichten (Pauper, Proletariat) geeicht: Das war 1848/49 so, als die Mehrheit auch des liberalen Bürgertums ein Drei-Klassen-Wahlrecht präferierte, um den ungeliebten, die politische Emanzipation fordernden Pöbel von den Schaltebeln der Macht fernzuhalten, vom anschwellenden bürgerlichen Konservatismus der Jahrhundertmitte ganz abgesehen. Das war 1866/71 nicht anders, als das deutsche Bürgertum dem autoritären Staatsmann Bismarck zujubelte, nachdem dieser das Deutsche Reich in blutigen Kriegen geeinigt hatte, wie nicht zuletzt Wehler selbst in seinem Dritten Band eindrucksvoll gezeigt hat. Das Augusterlebnis von 1914 hinterließ besonders nachhaltig in den Mentalitäten des Bürgertums Spuren. Und es war vor allem das Bürgertum, das »die Revolution als Kainszeichen empfand« und in eine »Orientierungskrise abstürzte«, wie Wehler zu Recht anmerkt (S. 223 f.), obwohl der Zusammenbruch des Wilhelminischen Kaiserreiches 1918 doch gleichbedeutend mit dem Durchbruch der »bürgerlichen Gesellschaft«, der Etablierung der parlamentarischen Demokratie war. Politische Gleichheit und demokratische Freiheiten sind jedenfalls in Deutschland im 19. und 20. Jahrhundert gegen die Mehrheit der bürgerlichen Sozialschichten durchgesetzt worden. Da Wehler die Sozialschicht Bürgertum als Agenten der »bürgerlichen Gesellschaft« missversteht, kann er schließlich angesichts der politischen Konstellationen 1933 nur enttäuscht sein.

Dieses Missverständnis und seine ambivalente Haltung zum historischen Bürgertum sind vermutlich der Grund, warum Wehler über die von ihm im vierten Band seiner »Gesellschaftsgeschichte« thematisierten drei Jahrzehn-

BÜRGERTUM, REVOLUTION, DIKTATUR

te deutsche Geschichte in seiner Darstellung der Rolle der bürgerlichen Schichten nicht stringent ist. Stringent und überzeugend ist seine Darstellung der politischen Konstellationen an den Hochschulen während der Weimarer Republik und der »Ursachen des fatalen Rechtstrends« nicht allein unter den Studenten, sondern ebenso unter den Hochschullehrern (S. 462–472): »Die Tradition der symbiotischen Bindung beamteter Professoren an den monarchischen Obrigkeitsstaat hatte dazu geführt, dass ihre geschützte Sonderexistenz mit allen sozialen und ökonomischen Privilegien bei gleichzeitiger Wissenschaftsförderung durch den ›Kulturstaat‹ mit einer dogmatischen Fixierung auf den autoritären Staat gekoppelt war.« Zudem seien die Hochschullehrer durch »das Debakel der Niederlage und die Kränkung von Versailles besonders empfindlich« getroffen worden, nachdem sie sich zuvor zum »Anwalt blindwütig verfolgter Kriegsziele« aufgeschwungen hatten. Neben der Überfüllung der akademischen Arbeitsmärkte und der Verstopfung klassischer Karrierewege habe die Entwertung des akademischen Status durch steigende Studentenzahlen und eine soziale Öffnung der Universitäten die Weichen für »einen radikalen Neuanfang, der zugleich ein Rückmarsch in eine nostalgisch verklärte Vergangenheit war«, gestellt. Dem Wunsch der alten bildungsbürgerlichen Eliten nach »Wiedergewinnung ihres traditionellen Sozialprestiges« sei »eine perfide ›volksbiologische‹ Deutung der Hochschulprobleme entgegen« gekommen. (S. 471 f.)

Die auch in ihren Formulierungen treffsichere Skizze namentlich der an den Hochschulen lehrenden bildungsbürgerlichen Elite und des akademischen Nachwuchses für die 15 Jahre der Weimarer Demokratie wird für die NS-Zeit allerdings nicht durchgehalten. Für die zwölf Jahre des »Tausendjährigen Reiches« bleibt Wehlers Darstellung der Rolle des Bürgertums blass und nicht selten apologetisch. Da verharrte das Bürgertum in einer »Zuschauerrolle« bei der »Zertrümmerung« von Rechtsstaat und parlamentarischer Demokratie Weimars, dem »Kern der Vision von einer ›bürgerlichen Gesellschaft‹«. Das Bürgertum, gleich ob Bildungsbürger, Beamtenschaft, Wirtschaftsbourgeoisie oder andere bürgerliche Teilgruppen, habe die NS-Herrschaft »gefügig akzeptiert«, sich an der »kurzen Leine führen« lassen und »beflissen angepaßt«, den Terror und die Destruktion des Rechtsstaates »geduldet« usw. Tatsächlich jedoch war das Bürgertum nicht nur ein »stillschweigender Zuschauer«, war sein Handeln mehr als nur eine »beflissene, charakterlose Verbeugung« vor den neuen Machthabern; große Teile des Bürgertums wollten mehr als nur »in den alten Bahnen weiterlaufen«. (S. 717–720) Der Aspekt der enthusiastischen Selbstmobilisierung bleibt unter-

RÜDIGER HACHTMANN

belichtet. Tatsächlich hätte sich das NS-Regime ohne die Euphorie, mit der im Bürgertum die Machtübernahme des Nationalsozialismus, die ja zu erheblichen Teilen eine Machtübergabe durch teils adlige, teils großbürgerliche Eliten gewesen ist, als »nationaler Aufbruch« begrüßt wurde, ohne die vielfach enthusiastische Selbstmobilisierung des Bürgertums nicht so rasch etablieren können. Deutlich markiert Wehler dies erst später und auch nur für die Teilgruppe des Bürgertums, deren »Versagen« ihn besonders enttäuscht: für die an den Hochschulen lehrende Elite des deutschen Bildungsbürgertums. »In der politischen Mentalität der Professorenschaft gab es offenbar eine ausgeprägte Affinität zu nicht wenigen programmatischen Forderungen der Hitler-Bewegung«. Zu Recht betont Wehler in diesem Zusammenhang, dass man die »geistesaristokratische Mäkelei an den »braunen Plebejer« und die partielle Distanz zum Hitler-Regime »nicht überschätzen« dürfe. (S. 823–826) Die »Anmaßung der braunen Proleten« in der SA und die Neigung auf Seiten distinktionsbedachter Bürger, deshalb der NS-Bewegung gegenüber 1933/34 noch »eine gewisse soziale Distanz zu wahren«, blieb ein vorübergehendes Phänomen und schwand angesichts der »außenpolitischen« Erfolge des Diktators zusehends.

In seiner Skizze der politischen Mentalitäten des Bürgertums benennt Wehler wichtige »Berührungspunkte« bürgerlichen Befindens mit dem »Ungeist« des »Rechtstotalitarismus«: das Verlangen nach einer »radikalen Revision von Versailles, Wiedergewinnung der Hegemonialstellung und Militärmacht, Großdeutschland als Wunschtraum, Beseitigung des verachteten Weimarer Notbaus, autoritärer Regierungsstil, Aufwertung der Norm setzenden Eliten«. (S. 823) Ein zentraler Aspekt politischer Affinität des Bürgertums zum Nationalsozialismus bleibt jedoch bezeichnenderweise ausgespart: das Postulat der »Beseitigung des Klassenkampfes«. Die »Beseitigung des Klassenkampfes«, die weit mehr einschloss als die von Wehler in seiner Liste der »Berührungspunkte« auch aufgeführte »Zerstörung des »Kultur bolschewismus«, zielte keineswegs allein auf die Zerschlagung nur der stalinistischen KPD. Sie wandte sich gegen die gesamte Arbeiterbewegung, zielte auf die Zerstörung des ja erst 1916/18 etablierten Tarifsystems und die autonome Artikulation von Arbeitnehmerinteressen. Die NS-Bewegung realisierte, was sich weite Teile des Bürgertums auch innenpolitisch wünschten: Die vollständige Zerschlagung der Arbeiterbewegung und der dauerhaft staatsterroristische Unterdrückungsapparat des neuen Regimes nahmen der selbständigen Artikulation von Interessen der Arbeiterklasse jeden Raum. Das Ziel der Errichtung einer hierarchisierten »Volksgemeinschaft« auf dem

BÜRGERTUM, REVOLUTION, DIKTATUR

Rücken rechtloser, autoritär eingefriedeter ›Volksmassen‹ erklärt wesentlich die bürgerlichen Affinitäten zur NS-Bewegung und zum Hitler-Regime. Dass das NS-Programm einer autoritären Befriedung gerade auch der inneren Verhältnisse für deutsche Bürger hochgradig ›anschlussfähig‹ war, blendet Wehler weitgehend aus.

Überhaupt fehlt die Distanz zum Bürgertum. Wehler kann nur mit Erstaunen registrieren, dass die »Utopie« der »bürgerlichen Gesellschaft« im Bürgertum seit 1918 »kraftlos verblaßte« (S. 309) und konstatiert »ein grenzenloses moralisches Debakel« des Bürgertums und seiner Bildungselite. (S. 825) In Formulierungen wie dieser schwingt viel enttäuschte Liebe mit. Wie wenig Wehler aus einer sozialkulturell neutralen Position argumentiert, wie sehr seine Darstellung in weiten Passagen von bürgerlichen Ressentiments getragen ist, zeigt in besonderem Maße sein Blick auf das ›soziale Gegenüber‹, auf die politisierten »Arbeiterklassen«. Erst in dem Gegensatz zu jenen habe sich (so H.A. Winkler einmal klug festgestellt hat) das Bürgertum »als Klasse bewiesen«, ² beweist sich noch heute der Bürger als Bürger. Für das historische wie aktuelle bürgerliche Selbstbild ist die Sicht auf die unterbürgerlichen Schichten konstitutiv. Das gilt auch für Wehler und seine Darstellung der deutschen Gesellschaft 1918 bis 1945. Ein erster Höhepunkt ist hier seine Darstellung der Revolution 1918/19 und der mit der Linken sympathisierenden ›Volksmassen‹, die sich mit einer bloß nominellen politischen Gleichstellung, die die Machtstellung der alten Eliten nicht substantiell antastete, keineswegs begnügen wollten, sondern die soziale Emanzipation forderten.

II. Wehler und die Revolution

Wer nach einer soliden Darstellung der Vorgeschichte der Novemberrevolution, in der Wehler u.a. zu Recht betont, die These, dass mit den Oktoberreformen 1918 nicht eine »seit langem wirkende stille Parlamentarisierung« und Demokratisierung zu ihrem endlichen Abschluss kam, die Novemberrevolution infolgedessen überflüssig oder gar verhängnisvoll gewesen wäre, sei »von Grundauf falsch« (S. 194), eine ebenso solide Darstellung der umstürzenden Ereignisse und Entwicklungen 1918/19 erwartet,

2 Heinrich August Winkler, 1918–1933. Die Geschichte der ersten deutschen Demokratie, München 1993, S. 17.

RÜDIGER HACHTMANN

sieht sich gründlich enttäuscht. Dass breite Arbeiterschichten, die sich nicht auf Spartakus/KPD, Revolutionäre Obleute und USPD politisch-organisatorisch verengen lassen, sich mit einer bloßen Abdankung der wilhelminischen Gallionsfiguren nicht zufrieden gaben, sondern einen endgültigen Bruch mit den obrigkeitsstaatlichen Verhältnissen, eine möglichst weitgehende Entmachtung der alten Eliten und eine Demokratisierung der Verhältnisse in den Betrieben wollten, kann Wehler nur als »revolutionären Illusionismus« und »utopische Sehnsüchte« deuten. Die Linken mit ihrer vorgeblich »nostalgischen Revolutionssehnsucht« und »Revolutionsschwärmerei« werden bei ihm zu »ungestüm realitätsfernen Verschwörern«. (S. 349, 354, 398) Damit der Leser auch so recht erschauert und die Wehler'schen Eindeutigkeiten nicht hinterfragt, wird das Gespenst der »Bolschewisierung« Deutschlands (die für den Leser heute nur gleichbedeutend mit einer Stalinisierung sein kann) aktiviert und die verbreiteten »durch und durch illusionären Wunschträume der Rätetheorie und Rätebewegung« zur »gefährlichen Alternative« stilisiert. (S. 400) Mit solchen und ähnlichen Sätzen wird das Bild von ungezügelter, unkalkulierbaren Massen erzeugt, die »übers Ziel hinausschießen« und dem braven Bürger ans Leder wollten.³

Die Revolutionsdarstellung Wehlers kulminiert in dem zynischen Satz: »Wer ihn [den Bürgerkrieg] mutwillig vom Zaun brach, wie etwa Luxemburg und Liebknecht, kam darin um.« Damit dem geneigten Leser diese Lebensweisheit als Resümee seiner Betrachtungen zur Revolution auf S. 398 nicht entgeht, wiederholt Wehler diesen Satz, »der einen frösteln macht«,⁴ in fast derselben Redewendung später noch einmal. (S. 537) Dass Wehler die Opfer zu Tätern und die zu Streiks sowie zum revolutionären Aufstand *getriebenen* Arbeiter im Sommer 1919 sowie im Frühjahr und Frühsommer 1920 für einen mit Blick offensichtlich auf das Ende Weimars »folgeschweren Radikalisierungsschub« (S. 399) verantwortlich macht, kann da nicht mehr überraschen. Zwar ist Wehler der Mehrheitssozialdemokratie gegenüber kritischer als etwa H.A. Winkler, etwa wenn er der Führungsspitze der MSPD attestiert, sie sei einem »bieder männlich verlängerten »Burgfrieden« verhaftet« gewesen und habe mit ihrer »Bolschewistenfurcht fast nahtlos an

3 Nur am Rande sei angemerkt, dass Wehler den Berliner Januaraufstand entgegen den Erkenntnissen der Revolutionsforschung erneut zum »Spartakusaufstand« macht und bagatellisiert, dass die frischgebackene KPD diesem spontanen Aufstand hilflos gegenüberstand und erst nach längerem Zögern mit Bauchgrimmen verbal unterstützte.

4 Volker Ullrich, Sehnsucht nach dem Messias. Hans-Ulrich Wehlers grandiose Gesellschaftsgeschichte, in: ZEITLITERATUR, Okt. 2003, S. 68.

BÜRGERTUM, REVOLUTION, DIKTATUR

den traditionellen Rußlandhaß angeknüpft« (S. 208 f.) Es ist jedoch kein Zufall, dass die Rolle Noskes merkwürdig blass bleibt und Wehler euphemistisch von »Stabilisierungserfolgen« des SPD-dominierten »Rats der Volksbeauftragten« bzw. des ersten Kabinetts der Weimarer Koalition spricht. Den »Ausbreitungseffekt« der von der Sehnsucht nach fundamentalen politischen und sozialen Veränderungen getragenen Aufstände im ersten Halbjahr 1919 »mußte die labile republikanische Regierung fürchten wie eine tödliche Bedrohung«. (S. 398) Und in Verkennung der politischen Mentalität der MSPD-Führung um Ebert behauptet er, sie habe »den Gewinn der Revolution nicht leichtsinnig aufs Spiel setzen« wollen. (S. 349)

Wehler sieht durchaus, dass die historische Situation 1918/19 so offen war, wie selten in der deutschen Geschichte. (S. 222) Sie war dies allerdings nicht in dem von Wehler suggerierten Sinne, dass ein stalinistischer Bolschewismus als Alternative zur krisengeschüttelten Weimarer Republik, die der antidemokratischen Rechten alle Freiräume zur politischen Entfaltung ließ, gedroht hätte. Dass diese schroffe Alternativstellung unsinnig ist, spürt auch Wehler, wenn er in manchen Passagen fast hämisch darauf verweist, dass es der Linken an programmatischen Konturen gefehlt habe, dass die Arbeiterbewegungen, die sich gegen die Machtbastionen der durch die Führung der Mehrheitssozialdemokratie geschützten alten Eliten aufbäumten, »statt präziser Ziele einen eher vagen Totalwandel erhofften«. (S. 399) Dass sich die Linke in einem politischen Selbstfindungsprozess befand, kann jedoch eigentlich nicht überraschen: Für die Ausbildung neuer politischer Konzepte braucht es Zeit und Erfahrung; sie werden nicht (nur) am Schreibtisch ausgetüftelt. Konzepte eines libertären demokratischen Sozialismus (vom Stalinismus nicht ohne Grund später als »Luxemburgismus« denunziert) konnten 1919/20 freilich keine scharfen politischen Konturen ausbilden. Mit der blutigen Unterdrückung der revolutionären Arbeiterbewegungen durch die von Noske auf die inneren Schlachtfelder geführten Freikorps wurden auch den politischen Alternativen zu einem dogmatischen Marxismus (-Leninismus) die Möglichkeiten zur Entfaltung genommen.

Folgt man Wehler, war 1918/19 eine sozialistische Revolution in einem hochindustrialisierten Staat wie dem Deutschen Reich letztlich unmöglich. Das ist eine wenig originelle These und zudem mehr eine politische Äußerung als eine empirisch abgesicherte Feststellung. Das Verdikt, 1918/19 sei eine sozialistische Revolution nicht möglich gewesen, schließt für Wehler allerdings »Revolutionen« anderer Art nicht aus: Ihm gelten die faschistischen »Machtergreifungen« als »Revolution«. »Auf die Durchsetzung der

RÜDIGER HACHTMANN

charismatischen Herrschaft Hitlers in Staat und Gesellschaft trifft kein anderer Begriff besser zu als derjenige der Revolution«. (S. 601) Vier Argumente nennt Wehler, die es rechtfertigten, der Regimeetablierung der Nationalsozialisten das Etikett »Revolution« anzuheften: Erstens habe Mord und Totschlag geherrscht (»barbarische Verlaufsgeschichte«). Zweitens hätten die Nationalsozialisten einen »neuen Adam« erschaffen wollen. Drittens spräche die »atemberaubende Dramatik« der Geschehnisse 1933 und 1934 für den vorgeblich revolutionären Charakter des NS-Regimes. Viertens habe schließlich ein »revolutionärer Bruch« stattgefunden. Wehler vermutet zu Recht ob dieser dürftigen Argumentation zweifelnde Leser und schließt seine Ausführungen zur »Revolution« der Nazis deshalb mit der Suggestivfrage: »Wie kann man bloß nach dem Blick auf die erste Phase dieser Herrschaftskonsolidierung bis August 1934 daran zweifeln, dass sie alle Züge einer totalitären⁵ Revolution trug?« (S. 601 f.) Man kann.

Dass »Revolution« nicht gleichbedeutend ist mit Mord und Totschlag zeigt bereits der Blick auf die Novemberrevolution 1918, die bemerkenswert unblutig verlief. Erst der Wille der alten Eliten, von ihrer Macht möglichst wenig abzugeben, sowie die bewaffnete Gegenrevolution der Freikorps, die im Kapp-Putsch und den anschließenden Kämpfen kulminierte, hinterließen im Deutschen Reich eine breite Blutspur. Ähnliches gilt für die erste deutsche Revolution von 1848/49 und die anschließende Reaktion der monarchischen Obrigkeiten. Zum zweiten »Argument« Wehlers: Gewiss wollten die Nazis einen »neuen Adam«, nämlich den »arischen Herrenmenschen« erschaffen. Aber solch ein Wille ist nicht »revolutionär«. Waren die zahlreichen Rasse- und Sozialhygieniker, die bereits während der Weimarer Republik die »Soziale Frage« biologisch »lösen« wollten und damit bekanntlich bis ins rechtssozialdemokratische Lager Resonanz fanden, »Revolutionäre«? »Revolutionär« war auch nicht der bürgerliche Liberalismus des frühen 19. Jahrhun-

5 Der Terminus »totalitär« wäre eine eigene Betrachtung wert. Hier sei nur darauf verwiesen, dass Wehler diesen Begriff an zahlreichen Stellen salonfähig zu machen versucht, indem er die Differenzen zwischen NS-Bewegung und stalinistischer KPD verwischt, etwa wenn er behauptet, dass im »Rotfrontkämpferbund« »dieselben Phänotypen wie in der SA dominierten« (S. 395) und in zahlreichen ähnlichen Formulierungen eine Gleichrangigkeit »totalitären Zwillinge« (S. 732) KPD und NS-Bewegung nicht nur mit Blick auf die gewalthaften Auseinandersetzungen auf der Straße, sondern überhaupt deren politischen Strukturen suggeriert. Damit befindet er sich im Gegensatz zu der von ihm zu Recht als »glänzend« charakterisierten (S. 1058, Anm. 15) Studie von Sven Reichardt, *Faschistische Kampfbünde. Gewalt und Gemeinschaft im italienischen Squadristismus und der deutschen SA*, Köln 2002, vgl. dort bes. S. 54, 69, 77, 137, 465 ff., 511 ff., 519 ff., 530 ff.

BÜRGERTUM, REVOLUTION, DIKTATUR

derts als die politische Bewegung, der es in der Neuzeit wohl am erfolgreichsten gelang, einen »neuen Menschen« zu schaffen – nämlich aus dem faulen, aufsässigen »Pöbel« einen arbeitsamen »bürgerlichen Adam« zu machen, dem Zeitökonomie und Arbeitsdisziplin in »Fleisch und Blut« übergingen. Arbeitshäuser, Zuchthäuser und andere martialische Anstalten als steingewordene Denkmäler dieser erfolgreichen »Erziehungsversuche«, besser: Zurichtungen des frühen Proletariats auf die Bedürfnisse der bürgerlichen Ökonomie, ließen sich noch bis weit in das 20. Jahrhundert besichtigen⁶ und standen auch bei den »Asozialen«-Aktionen der Nazis seit Anfang 1938 Pate.

Das dritte und das vierte Argument Wehlers für den angeblich revolutionären Charakter der Etablierung des NS-Regimes sind so dürftig, dass sie summarisch abgehandelt werden können: Nicht nur Revolutionen, auch Gegenrevolutionen haben die Welt immer schon nachhaltig verändert. Das war nach 1794 beziehungsweise 1799 nicht anders als nach 1849. Und auch das NS-Regime war eine von den alten Eliten in den Sattel gehobene Gegenrevolution. Was Wehler und andere Historiographen irritieren mag, ist die relative »Modernität« der nationalsozialistischen Gegenrevolution: Sie war nicht einfach nur nostalgisch-restaurativ grundiert wie der Kapp-Lützwow-Putsch vom März 1920. Sie machte vielmehr erst mit einem völkisch-rassistischen Programm, das seit der Jahrhundertwende und seit dem Ersten Weltkrieg tiefe Wurzeln in Deutschlands »bessere Kreisen« geschlagen hatte. Vor allem jedoch machte die NS-Bewegung erst mit der von anderen (bürgerlichen) Rechten schon lange gewollten Beseitigung der demokratischen »Massenherrschaft« und der Entmündigung des proletarischen »Pöbels«.

Dies zur »Revolution« aufzuwerten heißt, der Selbststilisierung des NS-Regimes aufsitzen. Wehler wandelt damit auf den Spuren des von ihm als »Wirkkopf« qualifizierten Rainer Zitelmann (S. 1119, Anm.10), den er bezeichnenderweise gleichzeitig, wenn auch verschämt, als positive Reverenz heranzieht. (S. 1110, Anm. 1) Darüber hinaus übernimmt er mit der Stillisierung der Jahre 1933/34 als »Revolution« die Sicht von Teilen des liberalen-konservativen Bürgertums der damaligen Zeit und spricht wohl auch einer Mehrheit der verbliebenen Restbestände des heutigen Bürgertums aus der Seele. Die historischen Bürger der Jahre 1932/33 verabscheuten in ihrer großen Mehrheit zwar wie die Nationalsozialisten die Weimarer Demokra-

6 Vgl. hierzu die Arbeiten des von Wehler freilich wenig geliebten Foucault. (Das macht Wehler auch in diesem Band wieder deutlich: S. 674.) Insbesondere: Michel Foucault, Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses, Frankfurt a. M. 1977.

RÜDIGER HACHTMANN

tie. Sie wünschten sich wie jene eine nicht-parlamentarische, rechtsautoritäre Staatsform und waren nicht zuletzt deswegen häufig vom vermeintlich »kraftvollen« italienischen Faschismus fasziniert (ein Aspekt, den Wehler nicht thematisiert). Der zerschlagenen, in den Untergrund getriebenen oder in den Konzentrationslagern zusammengepferchten Arbeiterbewegung – das wird von Wehler immerhin in einem Nebensatz erwähnt (S. 605) – weinten sie keine Träne nach. Was Großbürgern wie Kleinbürgern indes Sorgen bereitete, war, dass auch nach der Zerschlagung der organisierten Arbeiterbewegung 1933 der Pöbel anfangs die Straßen zu beherrschen schien, dass bis Mitte 1934 unklar war, wohin die Reise ging. Viele fühlten sich an den verhassten November 1918 erinnert. Nicht der von den Nazis begonnene »nationale Aufbruch« erregte Angst, sondern eine »zweite Revolution«, die zu drohen schien und deren politische Konturen unklar waren. Nach der »Röhm-Affäre« konnten sie sich beruhigt zurücklehnen; spätestens seitdem datiert die willige Eingliederung der von den innen- wie außenpolitischen Erfolgen begeisterten Sozialschicht »Bürgertum« in das NS-System, von winzigen Gruppen abgesehen.

Eine »Revolution« war die Etablierung der NS-Bewegung an den Schalthebeln der politischen Macht nicht. Wehler »vergisst« in seinem vierten Band bezeichnenderweise, was er noch in dem zweiten Band seiner »Gesellschaftsgeschichte« prägnant herausgearbeitet hat: Zu einer Revolution gehört zentral die fundamentale »politische Mobilisierung« ganz breiter Bevölkerungsgruppen, vor allem der Unterschichten, gehören »spontane Massenaufläufe«, gehört die Durchsetzung einer nicht restringierten Versammlungs-, Vereins- und Meinungsfreiheit. Das Ziel politischer Revolutionen ist »die allgemeine Staatsbürgerschaft ohne hierarchische Reste«. (Bd. 2, S. 705, 724 f., 762) Ein gesellschaftlicher Umsturz wird erst durch das Emanzipationsverlangen breiter Sozialschichten zur Revolution, denen bis dahin politische und soziale Rechte vorenthalten wurden.⁷ Deutlich wird: Die NS-»Machtergrei-

7 Ob eine Revolution erfolgreich war (ist) oder nicht, entscheidet sich daran, ob der intendierte Demokratisierungsschub von Dauer bleibt oder nicht. Vor diesem Hintergrund wären auch Erfolg und Scheitern der russischen Oktoberrevolution von 1917 neu zu diskutieren. Es wäre zu fragen, ob diese Revolution nicht bereits 1920/22, spätestens 1926/28 gescheitert ist, mit der Installierung einer stalinistischen Gewaltherrschaft, die deutlich gegenrevolutionäre Züge trug und gegen ihre innenpolitische Feinde kaum weniger blutig-brachial vorging als das NS-Regime. Möglicherweise ist es aber auch sinnvoll, das polare Schema Revolution-Gegenrevolution zugunsten eines stärker differenzierenden Kategoriensystems aufzugeben.

BÜRGERTUM, REVOLUTION, DIKTATUR

fung« war das gerade Gegenteil einer Revolution. Statt dass sie breiten Bevölkerungsschichten zu weitergehenden Rechten verhalf, nahm diesen ihnen die Rechte, die sie sich 1918/19 verschafft hatten. Die Nationalsozialisten, vom »Trauma von 1918/19« (S. 792) geprägt, wollten den grundsätzlichen Bruch mit allen aus der Aufklärung herrührenden Traditionen. Veränderung als solche ist nicht revolutionär. Im Falle der NS-Herrschaft zeigt sie vor allem die »Janusgesichtigkeit« der Moderne.

III. Wehler und die Diktatur

Hitleristische Verengung des Konzepts »charismatischer Herrschaft«

Gleichgültig, ob man die NS-Machtübernahme zur »Revolution« hypostasiert oder sie als nicht-restaurative, »moderne« Variante der Gegenrevolution wertet – über die spezifische Struktur des nationalsozialistischen Herrschaftssystems ist damit noch nichts ausgesagt. Wie war die »innere Natur« des NS-Regimes beschaffen? Wehler bemüht das von Max Weber freilich nur in groben Strichen gezeichnete Konzept der »charismatischen Herrschaft« für die Analyse der Strukturen des NS-Regimes – und ist dafür von einigen Rezensenten gescholten worden.

Im Unterschied zu Wehlers Kritikern bin ich der Meinung, dass das Konzept »charismatische Herrschaft« erheblichen heuristischen Wert für die Erklärung der Herrschaftsstruktur der NS-Diktatur und der Bewegungsmechanismen, denen sie folgte, besitzt. Wehler betont in seinem Abschnitt über »die Natur charismatischer Herrschaft« zu Recht, dass Weber damit nicht etwa »einen Zustand amorpher Strukturlosigkeit« gemeint habe, sondern eine im Vergleich zu anderen Formen »legitimer Herrschaft« ganz anders geartete »soziale Strukturform mit persönlichen Organen«. Er verweist in diesem Zusammenhang auf die »zahlreichen führerunmittelbaren Sonderstäbe«. Die Leitungsebenen sowohl dieser Sonder- und Generalbevollmächtigten bzw. -kommissare als auch in zunehmendem Maß der Ministerien und anderer älterer Institutionen seien nicht klassisch bürokratischen Verfahren nach dem (auch nur idealtypischen!) Kriterium der rein fachlichen Qualifikation besetzt worden, sondern in erster Linie nach politischen Kriterien (Loyalität gegenüber dem »Führer« usw.), »ohne ein geregeltes Verfahren der Anstellung oder Absetzung durch führerunabhängige

RÜDIGER HACHTMANN

Kontroll- und Prüfungsinstanzen«. Indem sich Hitler von den klassischen Rekrutierungsmustern staatlichen Personals gelöst habe und »seine [neuinstallierten] Exekutivgewalten anstelle des Routinebetriebs der Bürokratie bevorzugte«, habe er »ein Maximum an regelferner Autonomie«, an Unabhängigkeit vom überkommenen Staat mitsamt seiner Ministerialbürokratie gewonnen. Die »charismatische Herrschaft« Hitlers habe »im Grunde auf einem ›Geflecht von Personenbindungen‹, auf der Fusion des [nationalsozialistischen, in weiten Teilen bereits vor 1933 ausgebildeten] Klientel- und Cliquenwesens mit der Führergewalt« basiert. Gleichzeitig habe sich der traditionelle »bürokratische Staatsapparat in einem unaufhaltsamen Erosionsprozeß« befunden. Wehler spricht von »einem rasch wachsenden Übergewicht der Sonderexekutiven«, die die »staatliche Verwaltungsordnung« systematisch »penetriert« hätten. (S. 624f.)

Auf einer allgemeinen Ebene trifft diese Charakterisierung zentrale Elemente des NS-Herrschaftssystems. Die spezifische Struktur dieser Sonderexekutiven und die charakteristischen Wandlungen ebenso der Politik der von »charismatischen Stäben« penetrierten Bürokratien wären jedoch genauer in den Blick zu nehmen gewesen. Das passiert nicht. Wehler verzichtet darauf, die »charismatischen Jünger« und die »charismatischen Verwaltungsstäbe« als die neben dem »charismatischen Herrscher« zentralen Säulen des Weber'schen Modells⁸ »charismatischer Herrschaft« für das »Dritte Reich« eingehender zu untersuchen und so die »Natur« der NS-Herrschaft systematisch zu dechiffrieren. Wenn Wehler dies getan hätte, dann wäre er auch den neuen, aus der Zerstörung des überkommenen Rechtsstaates sowie der Ablehnung bürokratischer Verfahrenszwänge und klassisch-verwaltungstechnischer Kontrollmechanismen durch die »charismatisch legitimierte Kommissare« (wie die »charismatischen Jünger« Hitlers sinnvoll zu bezeichnen wären) entstandenen neuen Herrschaftsstrukturen auf die Spur gekommen, etwa einer aus der NS-typischen *Personalisierung* der Politik resultierenden, unregelmäßigen, zunehmend *informalisierten* politischen Kommunikation. Dann wäre er auch nicht dem Mythos einer vermeintlichen Ineffizienz des NS-Regimes aufgesessen, den beteiligte Zeitgenossen nach 1945 in die Welt setzten, um die eigene Verantwortung zu minimieren. Das

8 Vgl. zum Konzept »charismatische Herrschaft« Max Weber, Die drei reinen Typen der legitimen Herrschaft, in: ders., Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre, hg. von Johannes Winkelmann, Tübingen 1985, S. 475–488, bes. S. 482ff.; ders., Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie, Tübingen 1972, S. 141, 657ff.

BÜRGERTUM, REVOLUTION, DIKTATUR

NS-Regime war in seinem Kern nicht »Chaos« und »Inkompetenz«, wie Wehler zu glauben scheint. Hätte der Verfasser der vieltausendseitigen »Gesellschaftsgeschichte« die in der Weber'schen Herrschaftstheorie angelegten Erklärungspotentiale genutzt, dann wäre er vielleicht auch den Gründen für die bemerkenswerte Elastizität des Hitler-Regimes auf die Spur gekommen, die in den Generalkommissaren und Sonderbevollmächtigten ihren wohl signifikantesten Ausdruck fand. Jene ermöglichten Hitler nämlich, wie Winfried Süß unlängst hervorgehoben hat, »Machtressourcen an bestehenden bürokratischen Strukturen und Kompetenzverteilungen vorbei auf ihm vordringlich erscheinende Problemfelder zu lenken«. Sonder- und Generalbevollmächtigte bedingten entscheidend die Elastizität des Regimes. Denn durch sie konnte der Diktator »seinen Willen an beliebigen Orten zur Geltung bringen, ohne sich dabei mit den Mühen kontinuierlichen Regierungshandelns zu belasten«. Im Ergebnis filterten die Sonder- und Generalbevollmächtigten »die Informationsströme und den Entscheidungsbedarf einer hochdifferenzierten Industriegesellschaft« und verminderten so »die Komplexität politischer Entscheidungssituationen, ohne die letztinstanzliche Entscheidungsgewalt des Diktators in Frage zu stellen«. Sie »vermittelten den Absolutheitsanspruch der charismatischen Führerdiktatur mit den Notwendigkeiten alltäglicher Problembearbeitung und ermöglichten so eine ideologiekonforme Anpassung dieses archaischen Herrschaftstypus an die komplexen Funktionserfordernisse einer modernen Gesellschaft.«⁹ Weil sie mit Generalvollmachten des »Führers« ausgestattet weitgehend kompromisslos agieren konnten, konnten sie auf zeitaufwendige Kompromissbildungen mit den älteren Herrschaftsinstitutionen verzichten und ermöglichten so rasches und flexibles Handeln.

»Charismatische Herrschaft« in dieser Weise als *Struktur* verstanden, lenkt den Blick weg von der Person des »Führers« und führt nicht in die Versuchung des Hitlerismus. Der Diktator stand zwar im Zentrum, als Person war er jedoch keineswegs so zentral, wie Wehler suggeriert. Nicht zufällig reichten in der zweiten Kriegshälfte entgrenzter Terror und ein zunehmend virtueller Hitler, um die NS-Herrschaft stabil zu halten. Wehler dagegen vermag überall nur politische Ineffizienz zu sehen und kann über die »auf-fallenden Mobilisierungseffekte« der »Sonderstäbe« (S. 696), deren heraus-

9 Winfried Süß, *Der »Volkskörper« im Krieg. Gesundheitspolitik, Gesundheitsverhältnisse und Krankenmord im nationalsozialistischen Deutschland 1939–1945*, München 2003, S. 77; vgl. auch S. 175 ff., 414 f.

RÜDIGER HACHTMANN

ragende Bedeutung für die Struktur des Herrschaftssystems er ja durchaus betont, lediglich staunen.

Wenn Wehler das Weber'sche Modell »charismatischer Herrschaft« nur oberflächlich rezipiert, als Schlüssel zur Erklärung der enormen Elastizität, mithin auch der erschreckenden Effizienz des Regimes nicht nutzt und letztendlich lediglich umgangssprachliche Vorstellungen vom »Charisma« Hitlers bedient, dann liegt dies auch daran, dass er sich in den Fußangeln verfangt, die er selbst im dritten Band seiner »Gesellschaftsgeschichte« (Bd. 3, S. 368–376) ausgelegt hat. Dort glaubte Wehler, dass der »Idealtypus der charismatischen Herrschaft« dazu dienen könne, »nicht nur die eigentümlich Rolle Bismarcks, sondern auch den Charakter der politischen Realverfassung Preußen-Deutschlands begrifflich und inhaltlich genauer zu erfassen«. Die Zeit des »eisernen« preußischen Ministerpräsidenten und deutschen Reichskanzlers als Epoche charismatischer Herrschaft im Sinne Max Webers zu bezeichnen, ist indes absurd. Nichts zeigt dies deutlicher als ein Vergleich der knapp drei Jahrzehnte 1862 bis 1890 mit den zwölf Jahren der Hitler-Diktatur: Bismarck verfügte über keine »charismatischen Jünger«, die nur ihm, ihrem »charismatischen Herrn«, verpflichtet gewesen wären – wie Hitler sie in Heß, Göring, Goebbels, Himmler, Speer und zahlreichen weiteren Paladinen besaß. Über Bismarck stand immer der Kaiser. Die politische und bürokratische Struktur der pseudo-konstitutionellen Hohenzollernmonarchie bzw. des zum kleindeutschen Reich erweiterten Preußen blieb trotz geringfügiger Modifikationen bis 1914/16 erhalten. Bismarck verfügte über keinerlei der NSDAP, SS, OT, Vierjahresplan-Behörde u. a. (auf einer abstrakten Ebene) auch nur ansatzweise vergleichbare, eigenständige »charismatische Verwaltungsstäbe«, die nur ihm ergeben gewesen wären; die preußisch-deutsche Armee leistete weiterhin ihren Eid auf den Monarchen usw. Bismarck mag die »Aura eines Charismatikers« gehabt haben, obwohl selbst das beispielsweise angesichts der Füstelstimme des Eisernen Kanzlers zweifelhaft ist. Wehler hilft sich über solche Ungereimtheiten hinweg, indem er Bismarck zum »Eigencharismatiker« erklärt und die gewiss große Schar »leidenschaftlich überzeugter Bismarckanhänger« zur »charismatischen Gemeinde« stilisiert. Überzeugen kann dies nicht: Auch der letzte bundesdeutsche CDU-Kanzler verfügte über eine große Schar »leidenschaftlich überzeugter Anhänger«; er besaß sogar eine gewisse Ausstrahlung, ohne dass jemand auf die Idee käme, Helmut Kohl zum »charismatischen Herrn« zu stilisieren. Nein, wenn eine Anwendung des Konzept »charismatischer Herrschaft« (die ohne Weiterungen allerdings

BÜRGERTUM, REVOLUTION, DIKTATUR

nicht auskommt) auf die deutsche Geschichte Sinn macht, dann lediglich für die NS-Diktatur.

Das Webersche Konzept hat denn nicht zufällig schon früh – und nicht erst durch Wehler – Anwendung auf das NS-Herrschaftssystem erfahren: durch Martin Broszat¹⁰ sowie vor allem durch Ernst Fraenkel und Franz L. Neumann, den beiden nach Januar 1933 exilierten Politikwissenschaftlern, denen wir die nach wie vor wichtigsten Theorien zum NS-Herrschaftssystem verdanken. *Fraenkel* hat sich in seinem »Doppelstaat«, namentlich bei seiner Darstellung des »Wesens des Maßnahmenstaates«, explizit auf Max Weber bezogen.¹¹ In der Tat ist in der Weberschen »charismatischen Herrschaft« der »Maßnahmenstaat« bereits latent enthalten: Weil unter der Herrschaft eines »charismatischen Herrn«, folgt man Weber, alle bisherigen »Rangordnungen der Werte, Sitte und Gesetz« an Gültigkeit verlieren und überkommene »Regeln und Traditionen« nicht mehr anerkannt werden, der alte Staat jedoch nicht schlagartig beseitigt werden kann, sondern gezielt »penetriert« (Wehler) wird, ist in der »charismatischen Herrschaft« und den rasch wachsenden Freiräumen der (wie ich sie nennen würde:) »charismatisch legitimierten Kommissare« die Auflösung des klassischen Staates in einen »Doppelstaat« (Ernst Fraenkel) angelegt – in einen weiterhin weitgehend nach rechtsstaatlichen Grundsätzen arbeitenden »Normenstaat« und einen, von »charismatisch legitimierten Kommissaren« dominierten »Maßnahmenstaat«. Dieser Maßnahmenstaat wiederum fraß sich seit 1933 wie ein krebstartiges Geschwür in alle gesellschaftlichen Bereiche hinein und drängte den Normenstaat sukzessive an den Rand.

Und auch Franz L. *Neumann* hat sich in seinem »Behemoth« intensiv mit Webers »charismatischer Herrschaft« auseinandergesetzt.¹² Er hat nicht nur auf die massenpsychologische Funktion charismatischer Herrschaft hingewiesen.¹³ In letzter Instanz ist auch die Polykratietheorie, die Neumann in

10 Martin Broszat, *Der Staat Hitlers*, München 1969, z.B. S. 40, 173 f., 301 f., 353 ff., 438 ff. (Statt von »charismatischer« spricht Broszat oft von »führerstaatlicher Herrschaft« u. ä.)

11 Vgl. Ernst Fraenkel, *Der Doppelstaat*, Frankfurt a. M. 1974, S. 76, 78, 239. (Zuerst auf englisch: 1941.)

12 Vgl. Franz Neumann, *Behemoth. Struktur und Praxis des Nationalsozialismus 1933–1944*, Frankfurt a. M. 1977, bes. S. 116 f., 128–131. (Zuerst auf englisch: 1942, bzw. erweitert: 1944.)

13 »Der charismatische Anspruch der modernen Führer fungiert als bewußtes Mittel, Hilflosigkeit und Hoffnungslosigkeit im Volk zu nähren.« Ebd., S.130.

RÜDIGER HACHTMANN

ihren Grundzügen 1942 entwickelt hat,¹⁴ »lediglich« der Versuch einer historischen Konkretisierung der Theorie von der »charismatischen Herrschaft«: Da die Spitzen der aus der NS-Bewegung rekrutierten »charismatischen Verwaltungsstäbe« überkommene staatliche Strukturen, bürokratische Verfahrenszwänge und klassisch-verwaltungstechnische Kontrollmechanismen nicht akzeptierten, verselbständigten sie sich ebenso wie die der NS-Bewegung verbündeten hauptsächlichen Herrschaftsträger – Industrie und Reichswehr/Wehrmacht – zu selbständigen Herrschaftssäulen, die nicht mehr über eingespielte, auf Dauer angelegte klassisch-staatliche Strukturen miteinander verbunden waren, sondern ein unhierarchisches, informelles und instabiles Verhältnis zueinander entwickelten.¹⁵ Hier liegt der Grund für die ungemaine Dynamik des NS-Regimes.

Wehler befindet sich mit seiner Rezeption des Weber'schen Modells der »charismatischen Herrschaft« also in prominenter Gesellschaft. Kritikwürdig ist denn auch nicht die Anwendung des Weber'schen Konzepts »charismatischer Herrschaft« auf die NS-Zeit durch Wehler, sondern seine hitleristische Verengung. Formulierungen wie »Hitler allein«, »allein Hitlers Entscheidung«, »Hitlers einzigartige Begabung« usw. oder kurz: »Hitler stets als treibende Kraft« (S. 902), findet man in seinem Buch zuhauf. Der »charismatische

14 Neumann, Behemoth (wie Anm. 12), bes. S. 541–544. Dass Neumann und ebenso Fraenkel erst Mitte der siebziger Jahre von der bundesdeutschen Historiographie »entdeckt« und ins Deutsche übersetzt wurden, ist kein Zufall. Ihre Konzepte standen quer zur traditionell-konservativen Historiographie der alten Bundesrepublik und ebenso quer zu den Theoremen der DDR-Historiographie. Sie konnten erst Resonanz finden, nachdem die verkrusteten Strukturen der Adenauer-Ära im Zuge der antiautoritären Jugendbewegung seit Mitte der sechziger Jahre aufgebrochen wurden. Unter dem Etikett »Polykratie« wurde Neumanns Konzept eingeführt und zugleich verfeinert durch: Peter Hürtenberger, Nationalsozialistische Polykratie, in: Geschichte und Gesellschaft (GG), 2 (1976), S. 417–442, hier: S. 421, 436. Vgl. jetzt auch (mit weiter führenden Literaturangaben) die kritische Würdigung durch: Armin Nolzen, Franz Leopold Neumanns »Behemoth«. Ein vergessener Klassiker der NS-Forschung, in: Zeithistorische Forschungen I/2004 (Internet). Zuerst benutzt wurde der Begriff »Polykratie« von: Gerhard Schulz, Die Anfänge des totalitären Maßnahmenstaates, Frankfurt/Berlin/Wien 1974, S. 280 und 294. Schulz spricht allerdings missverständlich von einer »Polykratie« straff zentralisierter Ressorts« (S. 280).

15 Hier kann nur angedeutet werden, dass die Verselbständigung der Herrschaftssäulen ein Prozess war, der bereits in der Weimarer Republik angelegt war. Die Reichswehr mitsamt ihrer nach dem Versailler Vertrag illegalen Rüstungspolitik galt nicht ohne Grund als »Staat im Staate«. Dass auch die Industrie (namentlich schwerindustrielle Fraktionen), euphemistisch formuliert, sehr selbständig Politik machte, ist gleichfalls bekannt. Insofern markiert die Polykratie auch einen deutschen Sonderweg in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

BÜRGERTUM, REVOLUTION, DIKTATUR

Messias« wird zum Passepartout, die Politik des NS-Regimes zu erklären, und enthebt Wehler der Notwendigkeit, komplexere Erklärungsansätze zu finden. Die Überbewertung Hitlers führt schließlich zu fatalen Fehlurteilen, etwa wenn er vermutlich nicht willentlich zu der Apologie anhebt, die »einst machtgewohnten Eliten« seien durch die »Erfolge« des Diktators »korrumpiert« worden und in ihrem Handeln gleichsam unzurechnungsfähig gewesen: »sie verloren fast über Nacht ihre eigene Führungsfähigkeit und beugten sich, nicht zuletzt aufgrund ihrer autoritären Eigendisposition, dem ›genialen Führer‹«. (S. 677) Unternehmer, Manager und Militärs werden mit solchen Formulierungen gleichsam zu liebedienerischen, ihrem neuen ›Vorgesetzten« in absoluter Loyalität ergebenden Kanzleiangestellten verniedlicht, deren Eigeninteresse und das Verbrecherische ihres Handelns beiseite gewischt.

*Ressentiment gegenüber den Massen, Apologie des Bürgertums:
Das NS-Regime als »Konsensstaat«*

Hitlerismus exkulpiert die Eliten in Militär und Wirtschaft. Gleichzeitig schiebt Wehler den »Massen« den ›schwarzen Peter‹ zu. Hitlerismus und Ressentiment gegenüber den »Massen« fließen in der Behauptung Wehlers zusammen, die von den Nazis abgehaltenen Plebiszite hätten den wahren Willen des »Volkes« wiedergegeben, da (so Wehler apodiktisch) vom NS-Regime »eine systematische Manipulationsstrategie nicht verfolgt wurde« und diese Abstimmungen »offenbar ohne Wahlfälschungen« vonstatten gegangen seien (z. B. S. 614). Dass die wenigen dürftigen Informationen, die (zudem nur mittelbar) Aufschluss über die Haltung der »Massen« geben, seine Thesen nicht decken, stört Wehler nicht. In den SoPaDe-Berichten beispielsweise, die Wehler wiederholt zum ›Kronzeugen‹ seiner Anklage macht (S. 614, 676, 854), wird sehr viel differenzierter berichtet und argumentiert, als Wehler dies suggeriert. Seine Ausführungen zur »stürmisch wachsenden, schließlich enthusiastischen Zustimmung«, die die »Führerherrschaft« erfahren habe, krönt er dann mit Blick auf den »Anschluß« Österreichs (als sich die KZs wieder zu füllen begannen) mit der Frage: »Wäre Hitler zu diesem Zeitpunkt einem Herzinfarkt oder einem Attentat erlegen – hätten ihm die Deutschen nicht allen Terror und das Leid, das er schon über Millionen gebracht hatte, verziehen und ihr vergöttertes Genie als größten Staatsmann der deutschen Geschichte verehrt?« (S. 623, 675.)

RÜDIGER HACHTMANN

Auf derartige Spekulationen sollte man besser verzichten. Überhaupt wäre Wehler in mancherlei Hinsicht mehr methodische Vorsicht und Differenzierung anzuraten gewesen. Es ist schon erstaunlich, dass der Methusalem der bundesdeutschen historischen Sozialwissenschaft in langen Passagen seines Opus magnum überhaupt nicht nach Sozialschichten unterscheidet. Er spricht merkwürdig oft pauschalisierend von: »die Bevölkerung«, »die Deutschen«, »deutsche Kollektivmentalität« usw. oder benutzt ein auf das Kollektiv »die Deutschen« zielendes, soziale und kulturelle Differenzen verwischendes Passivum. Häufig versteckt er dahinter bürgerliche Verhaltensmuster und Mentalitäten, zum Beispiel wenn er allgemein von der »begeisterten Akklamation des charismatischen ›Führers« spricht. (S. 720) Die naheliegende Frage, *wer* denn dem »Führer« so enthusiastisch akklamierte, stellt er nicht.¹⁶ In seiner Darstellung blieben »die Deutschen« über weite Passagen ein diffuses, sozial unstrukturiertes Kollektiv.

Tatsächlich scheint Wehler letzten Endes jedoch nicht die Gesamtheit »der Deutschen« zu meinen, sondern doch wieder auf eine bestimmte Klasse abzielen. Von subtiler Suggestion nämlich sind die Kapitelüberschriften, die Wehler in seiner Darstellung der Gesellschaft der NS-Zeit setzt: Trocken-nüchtern ist von »die bürgerlichen Klassen« die Rede; ein Untertitel fehlt. (S. 718) Anders der Abschnitt über »die industriellen Arbeiterklassen« unter der NS-Herrschaft. Hier untertitelt Wehler: »vom Depressionsschock zur Führerloyalität«. (S. 731) Die unausgesprochene Botschaft: Der »kleine Mann« habe Hitler, wenn schon nicht an die Macht gebracht, dann doch an der Macht gehalten. Um dem Plausibilität zu verleihen, gebärdet sich Wehler in manchen Passagen wie ein Reporter, der dem Publikum das Mikrofon entgegen hält und am Ende schließlich atemlos kommentiert: »Tausendmal hörte man das unverhohlen anerkennende Wort: ›Adolf hat die Leute von der Straße geholt.« (S. 733) Andere Passagen sind ebenfalls spekulativ und in einem Tenor verfasst, den man eher in Selbstdarstellung

¹⁶ Aufwendige Archiv-Besuche und eine Lektüre z.B. der nur teilweise edierten Lage- und Stimmungsberichte verlangt ja keiner. Bereits ein genauerer Blick auf die zahlreichen Bildquellen wäre aufschlussreich gewesen. Zumeist waren es – neben Uniformierten – besser gekleidete Menschen, die wie gebannt auf den Führer warteten und ihm dann hysterisch zujubelten, wenn er in seinem Mercedes-Benz vorbeifuhr. Aufschlussreich sind auch die Fotodokumente (selbst die offiziell publizierten) über die »Arbeiter der Faust«, etwa die mürrischen Gesichter von Autobahnarbeitern, in Reih und Glied angetreten, die Spaten geschultert, oder der von der Deutschen Arbeitsfront zu Betriebsappellen zusammengetriebenen Belegschaften.

BÜRGERTUM, REVOLUTION, DIKTATUR

gen des NS-Regimes vermuten sollte: »Auch die Förderung der Präventiv- und Arbeitsmedizin, der Ausbau der Betriebshygiene und das Werksarzt-system, Vorbeugemaßnahmen und Therapie von ›Volkskrankheiten‹ wie der Tuberkulose, überhaupt das Konzept der planvollen ›Gesundheitsführung‹ – das alles löste durchaus Sympathie und Zustimmung aus.« (S. 735) Die vorhandenen Indizien, die Wehler offenbar nicht zur Kenntnis nehmen wollte, weisen eher in die entgegengesetzte Richtung: Unter Arbeitern und (nicht zu vergessen!) Arbeiterinnen jedenfalls lösten praktizierte Leistungsmedizin und die Pläne der »Gesundheitsführung« eher Ängste aus. Die Furcht, als »minderleistungsfähig« rassistisch stigmatisiert, möglicherweise zwangssterilisiert oder als »Asozialer« diskriminiert zu werden, wirkte hochgradig einschüchternd. Sie erklärt wesentlich Resignation und Lähmung der deutschen Arbeiterklasse seit 1933 und ist ein zentraler Aspekt eines umfassenden, das NS-Regime entscheidend stabilisierenden Terrorsystems. Davon ist bei Wehler nichts zu lesen. Dass Konzepte einer biologischen ›Lösung‹ der »Sozialen Frage«, dass die Idee der Sozial- und Rassenhygiene, lange vor 1933, demgegenüber in weiten bürgerlichen Kreisen eine breite Resonanz fand, erwähnt er zwar an anderer Stelle; in diesem Kontext verschweigt er es jedoch bezeichnenderweise.

Wehler wundert sich, dass »die Schattenseiten der ›Erbgesundheitspflege‹: Sterilisation, Kastration, ›Ausmerze‹ des ›lebensunwerten Lebens‹ eigenartig passiv hingenommen« wurden. (ebd.) Die naheliegende Antwort auf das »Warum« kommt ihm nicht in den Sinn: Als noch einigermaßen autonome gesellschaftliche Institutionen existierten lediglich die beiden Großkirchen (die im übrigen auf die »Euthanasie« nur spät und zudem halbherzig) reagierten. Dagegen existierten nach der Zerschlagung der organisierten Arbeiterbewegung – eigentlich müßig zu wiederholen, angesichts der mit ostentativem Erstaunen gestellten rhetorischen Fragen jedoch noch einmal zu betonen – für Arbeitnehmer keinerlei Artikulationsräume mehr, in denen sie Empörung und Protest hätten ausdrücken können (während das Bürgertum immerhin – freilich kontinuierlich schrumpfende – Refugien besaß).

Vor diesem Hintergrund ist es wohl kein Zufall, dass Wehler den Stellenwert des Terrors für die ›Stabilität‹ des Regimes gering veranschlagt, bei gleichzeitiger Überbewertung der »fatalen charismatischen Integrationskraft« des Regimes. (S. 907) Er halte es »für verfehlt, den Führerstaat primär als Terrorregime zu charakterisieren«. (S. 676) Wehler erwähnt folgerichtig denn auch nur sehr beiläufig (S. 605, 909), wer in den ersten fünf Jahren nach der

RÜDIGER HACHTMANN

»Machtergreifung« vor allem die Konzentrationslager bevölkerte und auf wen die staatsterroristische Einschüchterung in erster Linie zielte. Es drängt sich der Eindruck auf, als wolle er vergessen machen, dass sich in den ersten Monaten und Jahren der NS-Herrschaft die ganze Gewalt der Nazis, neben den Juden, vor allem gegen die organisierte Arbeiterbewegung richtete. Folgt man seiner Darstellung, war es hauptsächlich »die Methode des ›panem et circenses‹, die »zahllose Menschen« betörte und an das Regime band, »die öffentlichen Aufmärsche und Demonstrationen, Feste und Wettbewerbe der nationalsozialistischen Massenorganisationen, umrahmt von der allgegenwärtigen Militärmusik«. (S. 648) »Führerherrschaft und Volksmeinung«, so Wehler apodiktisch, »standen in vorbehaltloser Übereinstimmung«. (S. 676)

Ärgerlich ist dabei weniger, dass Wehler zum Beispiel die zahllosen Berichte darüber nicht zur Kenntnis nimmt, wie verärgert weite Teile der Arbeiterschaft auf die ständigen Betriebs- und Reichsappelle reagierten. Entgegen dem, was Wehler suggeriert, war die Politik der DAF (trotz KdF) nicht sonderlich erfolgreich; ein kurzer Blick wenigstens in einige der edierten Lage- und Stimmungsberichte hätte hier gereicht. Ärgerlich ist der grobe Besen, die Abwesenheit jeglicher Differenzierung und die nicht vorhandene Bereitschaft, nach den Ursachen für scheinbar angepasstes Verhalten auch nur zu fragen, die Nonchalance, mit der Sätze wie der »von der unverändert atemberaubenden Führerloyalität bis zum Frühjahr 1945« oder von der Euphorie über die Vollbeschäftigung, für die »man sich mit manchem Freiheitsverlust abfand«, auf das Papier geworfen werden. (S. 732) Zwar wird hier wieder das unpersönliche »man« verwendet, gemeint ist jedoch erneut die Arbeiterklasse, die durch eine »arbeiterfreundliche Politik den Schock der Zerschlagung der Gewerkschaften und der Linksparteien kompensieren« können sollte (S. 786) und – folgt man Wehler – auch tatsächlich kompensierte, um schließlich zum Kern der »Gefolgschaft« des »charismatischen Führers« zu werden.

Festzustellen, dass Wehler in vielen Passagen seiner Arbeit mit mehr oder weniger subtilen Formulierungen der Arbeiternehmerschaft die Schuld für die Stabilität des Regimes aufbürdet, heißt selbstverständlich nicht, einem neuen Proletkult das Wort zu reden. Von einem Sozial- und Gesellschaftshistoriker sollte man jedoch einen etwas genaueren Blick erwarten können. Die Arbeiternehmerschaft war kein homogener Block, sondern intern nach Generation, Qualifikation, Geschlecht, Branche, Betriebsgröße usw. gespalten. Namentlich die generationellen Differenzen waren (soweit sich dies angesichts der schwierigen Quellenlage sagen lässt) beträchtlich: Ältere, in

BÜRGERTUM, REVOLUTION, DIKTATUR

der Arbeiterbewegung sozialisierte Arbeitnehmer scheinen gegenüber NS-Einflüssen wesentlich resistenter gewesen zu sein als jüngere, die häufig nur Erwerbslosigkeit und prekäre Lebensverhältnisse kennen gelernt und deshalb für die Lockungen des NS-Regimes anfälliger waren. Dass aber selbst in den jüngeren Arbeitergenerationen »Brot und Spiele« nicht immer fruchteten, sondern der graue Betriebsalltag des weiter existierenden Industriekapitalismus immer auch widerspenstige Haltungen entstehen ließ, lässt sich etwa an den nonkonformen Jugendbewegungen der dreißiger und vierziger Jahre sowie selbst an der sehr unterschiedlichen Akzeptanz der »Reichsbewegung« der DAF ablesen.

Derartige Abwägungen sind allerdings nicht Wehlers Sache.¹⁷ Stattdessen stellt er fast hämisch fest: »Der Arbeiteranteil unter den NSDAP-Wählern kletterte kontinuierlich in die Höhe« (S. 716) – und »vergisst« dabei zu erwähnen, dass selbst bei den (keineswegs mehr freien) Reichstagswahlen vom März 1933 der Anteil der Arbeiter an der Gesamtwählerschaft der NSDAP deutlich unter ihrem Anteil an der Gesamtheit der Erwerbsbevölkerung lag.¹⁸ Auf S. 778 präsentiert Wehler eine interessante Statistik, die er selbst freilich nicht wirklich interpretiert: Danach ging der Anteil der »Arbeiter« – eine im übrigen grob gerasterte und gerade im »Dritten Reich« vor Manipulationen keineswegs gefeite Kategorie – an der Mitgliedschaft der NSDAP von 1933 auf 1935 zurück. Warum? Diese Frage interessiert Weh-

17 Dabei bietet er terminologisch implizit einen so simples wie sinnvolles Angebot, indem er (offenbar in Anlehnung an den Sprachgebrauch der bürgerlichen Sozialreform Mitte des 19. Jahrhunderts) statt des Homogenität suggerierenden Singulars den Plural »die Arbeiterklassen« einführt. In der Tat (dies wird von Wehler jedoch nicht weiter thematisiert) zerfiel die ohnehin niemals geschlossene Arbeiterklasse seit 1933 immer weiter in »Fraktionen«.

18 In seinen Passagen zu den Wahlen 1930 bis 1932 muss Wehler immerhin einräumen, dass die proletarischen Stimmen vor allem aus der (kleingewerblich strukturierten) kleinstädtischen und ländlichen Arbeiterschaft kamen und die NSDAP einen kräftigen »Mittelstandsbau« besaß. (S. 568, 575 f.) Das Grundproblem der sehr groben sozialstatistischen Kategorie »Arbeiter« wird jedoch nicht weiter diskutiert: Die Gemeinsamkeiten zwischen »Arbeitern« in handwerksähnlichen Kleinbetrieben in ländlich-protestantisch geprägten Kleinstädten oder gar ostpreußische Landarbeiter hatten nur wenig z.B. mit Arbeitern großer Berliner Metallunternehmen gemein. Zum Wählerverhalten vgl. die bahnbrechende Studie von Jürgen Falter, *Hitlers Wähler*, München 1991. Besonders deutlich wird das Bild, wenn nach erwerbslosen Arbeitern (die zur sozialdemokratischen und vor allem kommunistischen Linken tendierten) und erwerbslosen Angestellten (die stärker Affinitäten zur NSDAP zeigten) differenziert wird. Ebd., S. 296–303. Das (gängigen totalitarismusgeprägten Vorurteilen entgegenstehende) Phänomen, dass SPD-Wähler 1930 bis 1932 weit eher zur NSDAP tendierten als KPD-Wähler (ebd., S. 111, Tab. 5.9.) wird im Übrigen weder bei Wehler noch anderswo in der Forschung systematischer diskutiert.

RÜDIGER HACHTMANN

ler nicht. Sie zu stellen, würde implizieren, eine relative Enttäuschung der Arbeiterschaft (im Vergleich zu den höheren Sozialschichten) zu konstatieren. Den naheliegenden Vergleich mit der Erwerbstätigenstruktur des Deutschen Reiches zieht Wehler an dieser Stelle ebenfalls nicht. Dann nämlich hätte diskutiert werden müssen, dass »die Arbeiter« zwar keineswegs in Gänze resistent gegenüber den Lockungen des Hitler-Regime blieben, sich jedoch zu großen Teilen eine deutliche Distanz erhielten. Dies einzuräumen hätte Wehlers Diktum einer willigen Unterwerfung der Industriearbeiterschaft unter die Hitler-Diktatur entwertet und sein Bild von der NSDAP als der »deutschen Volkspartei« beschädigt.

Mit seinen vorschnellen Pauschalisierungen entwertet Wehler im Übrigen zutreffende Einsichten, etwa die auf Detlev K. Peukert zurückgehende Beobachtung, dass »der Typus des konsum- und leistungsorientierten« Facharbeiters »nachhaltig gefördert« wurde. (S. 792) Ebenso unstrittig sind die fundamentalen Wandlungen in der industriellen Arbeitswelt seit 1941: »Die Vielzahl von Fremdarbeitern veränderte auf eine durchschlagende Weise die innere Betriebsstruktur. Denn das neue Subproletariat schuf Aufstiegschancen für zahlreiche deutsche Arbeiter, die oft nur mehr als Aufseher oder Kontrolleure ihre Fremdarbeiterkolonne dirigierten.« (S. 770) Wenn es zu einem politisch-moralischen »Sündenfall« des deutschen Industrieproletariats kam, zu einer schließlich positiven Integration in das NS-System (mit fatalen mentalen Folgewirkungen), dann in der Tat aufgrund dieser Unterschichtung der ursprünglichen Belegschaften im »Altreich«. Doch selbst in diesem Kontext vermisst man die differenzierende Betrachtung. Der anschließende Satz nämlich lautet folgendermaßen: »Wenn es gelegentlich zu Akten der Hilfeleistung kam, entsprangen sie dem Mitleid, keineswegs der früher einmal eingeübten Klassensolidarität«. Woher will er das wissen? Ist dies überhaupt ein Gegensatz?

Dem verächtlichen Blick auf die unterbürgerlichen »Massen«, die sich durch Brot und Spiele hätten einlullen lassen und »dem Führer« zujubelten, korrespondiert eine Sicht auf die alten Eliten vor allem in der Industrie, die suggeriert, diese seien bloßes Objekt des allmächtigen »Charismatikers« und seines Regimes gewesen. »Unnachgiebig« habe Hitler die Priorität der Rüstungs- und Kriegswirtschaft »überall durchsetzen« müssen (S. 717) – als hätte hier nicht ein kräftig entwickeltes Eigeninteresse der I. G. Farben und anderer großer Konzerne bestanden. Dass das Wirtschaftsbürgertum kaum »hörbaren Widerspruch« äußerte, verwundert Wehler. Bei einem Blick in die Geschäftsberichte und die Geschäftsbücher der Unternehmen der Pro-

BÜRGERTUM, REVOLUTION, DIKTATUR

duktionsgüter- und Rüstungsindustrie wäre diese Verwunderung geschwunden. Ausgelastete Kapazitäten, lange Arbeitszeiten, niedrige Lohnkosten und ›Lohnnebenkosten‹ hoben die »Moral der Effizienz« (Lutz Budraß/Manfred Grieger) der Arbeitgeber beträchtlich, zumal das NS-Regime eine solche Politik für den ›Wirtschaftsstandort‹ Deutschland gleich 1933 ohne großen Druck einleitete. Warum da »Widerspruch«?

Weil sich die Industriellen, so die Suggestion Wehlers, vorbehaltlos dem allumfassenden »charismatischen Führerwillen« Hitlers unterworfen hätten, kann er denn auch nur konstatieren, dass Speer »überraschend wirkender Sieger in einem offen wirkenden Wettbewerb« um das Amt des Reichsministers für Bewaffnung und Munition wurde. (S. 627, 919) Ein kurzer Blick nur in die Erinnerungen Speers hätte gereicht, deutlich zu machen, dass sich bei den Betroffenen die Überraschung in Grenzen hielt. Aufschlussreich ist nämlich, *wer* dem neuen Minister für Bewaffnung und Munition am 13. Februar 1942 zu Amt und Würden verhalf: Mentor Speers war Albert Vögler, u.a. Gründer und zu diesem Zeitpunkt Aufsichtsratsvorsitzender der Vereinigten Stahlwerke und überhaupt einer der einflussreichsten Männer des »Dritten Reiches«. ¹⁹ In seiner Darstellung der Rolle der Industrie im »Dritten Reich« arbeitet Wehler einem Geschichtsbild zu, das unterstellt, Industrielle seien im »Dritten Reich« (strukturell) ›eigentlich‹ ja demokratisch usw. konditioniert, ›schlimme Buben‹ an den Konzernspitzen dagegen Kuckuckseier, die jemand in böswilliger Absicht der eigentlich grundständigen deutschen Industrie ins Nest gelegt habe. Die Beteiligung zahlloser Unternehmer an den »Arisierungen« und den weitflächigen Plünderungen im besetzten Europa lässt sich jedoch nicht nach dem Motto ›statistische Ausreißer‹ interpretieren. Dass die politische Nähe zur NS-Bewegung (und mehr noch zum italienischen Faschismus) beträchtlich war, dass neben einer »Moral der Effizienz«, der Bereitschaft, um des Wohls des eigenen Unternehmens auch ›über Leichen zu gehen‹, in weiten Kreisen der Unternehmerschaft eine nationalistische Grundhaltung und mit ihr der Wunsch, einen zweiten Griff zur Weltmacht zu wagen, verbreitet war und bis etwa 1943 ein Bündnis zum gegenseitigen Vorteil möglich machte, will Wehler offenbar nicht recht wahrhaben.

19 Vgl. Albert Speer, *Erinnerungen*, Frankfurt a. M. / Berlin / Wien 1976, S. 213 f. (Was Speer in seiner apologetischen Autobiographie vergleichsweise zart andeutet, ist durch die Forschung inzwischen noch genauer herausgearbeitet worden.) Neben Vögler war es außerdem der Leiter der Reichsgruppe Industrie und Generaldirektor der Mannesmannröhrenwerke Wilhelm Zangen, der Speer zu seiner neuen Bestimmung verhalf.

RÜDIGER HACHTMANN

»Absolutes Vertrauen auf den Kriegsscharismatiker« – Wehlers Erklärungen der militärischen Effizienz des nationalsozialistischen »Konsensstaates«²⁰

Mag sein, dass die auffallend apologetische Darstellung der Rolle der Industrie darauf zurückzuführen ist, dass ihn die Frage nach den Profiteuren des Regimes und damit auch der furchtbaren terroristischen Effizienz der NS-Diktatur nicht wirklich interessiert. Ihn bewegt vor allem die Frage, warum »die Deutschen« so lange zu Hitler hielten, die Frage nach dem »atemberaubenden Ausmaß ihrer Führerloyalität«. (S. 732) Auffallend ist, dass Wehler auch in dieser Hinsicht kaum nach konkreten sozial oder sonst wie bedingten Interessen fragt, wie es eigentlich bei einem Sozialhistoriker nahegelegen hätte. Ebenso blendet er den Terror und die vom Maßnahmenstaat ausgehende Einschüchterung als (weitere) entscheidende Faktoren letztlich aus, um die Fiktion von einem positiv integrationsfähigen nationalsozialistischen »Konsensstaat« (S. 738) konstruieren zu können. Stattdessen argumentiert er in erster Linie psychologisch. Bei ihm wird die »Begeisterung der Bevölkerung« zum Hauptfaktor, der erklären soll, warum das ökonomisch seinen Gegnern weit unterlegene NS-Deutschland (S. 917) so lange einen Krieg gegen den Rest der hochindustrialisierten Welt durchhalten konnte. Entscheidend nämlich für die militärischen Erfolge sei »das absolute Vertrauen auf den Kriegsscharismatiker als Fundament einer jahrelang unerschütterlichen Kampfmoral« gewesen. Sie bedingte »fanatischen Willen und unbeugsame Siegeszuversicht«, die »alle Hemmnisse überwand«. »Wucht und Kampfbereitschaft der deutschen Verbände [seien] zum guten Teil aus dem euphorischen Hochgefühl zu erklären«, das »durch eigene militärische Taten« und ein vom »Führer« stimuliertes »Überlegenheitsgefühl« kontinuierlich gesteigert worden sei. (S. 868 f.) Entscheidend für die »Energieexplosion« sei aber vor allem eine »ungebrochene Führergläubigkeit« gewesen. »Hitlers idiosynkratisch wirkender Fanatismus erwies sich [...] als generalisierbar, als die Nation über alle Klassen-, Konfessions-, Alters- und Geschlechtergrenzen hinweg auf das tödliche Projekt ihres »Führers« hin mobilisiert wurden«. (S. 868 ff., 871) Untermauert wird diese These dann mit Sätzen, die an den Stil einer atemlosen Kriegsberichterstattung erinnern. Schauplatz: die Schlachtfelder nahe der Krim, wo gerade »Gebirgsjäger die deutsche Flagge auf dem höchsten Berg aufgepflanzt« haben. »Ältere Regimentskom-

20 Den Begriff »Konsensstaat« für das NS-Regime führt Wehler auf S. 738 ein.

BÜRGERTUM, REVOLUTION, DIKTATUR

mandeure versicherten freudestrahlend ihrer Einheit, dass sie bereits 1918 mit Ludendorffs Angriffsspitzen hier gewesen seien, ein zweites Mal wolle man nicht zurückweichen«. (S. 864)

In gewisser Weise bleibt Wehler freilich auch nichts anderes übrig, als solcherart »massenpsychologisch« zu argumentieren. Zwar verweist er auf der einen Seite auf die »erklärungsbedürftige militärische Leistung« und die »erschreckend kraftvolle und effiziente« »deutsche Kriegsmaschine«, bestaunt er die Effizienz der Kriegsführung des Regimes und ebenso die »Leistungen bis 1939«. Auf der anderen Seite suggeriert er in weiten Passagen seines Buches eine gravierende Ineffizienz des Regimes: »Eine zentrale Koordinationsinstanz fehlte«. »Die polykratische Rivalität entwertete die bürokratische Sorgfalt von Staatsbehörden«. »Niemand erkannte [etwa 1939/40] das Hohle hinter der glänzenden Fassade«. (S. 696, 918) Wieso war die NS-Diktatur »hohl«? Mag sein, dass es im Vorfeld des »Polen-« und »Frankreichfeldzuges« zu Munitionsengpässen kam, die Todt freilich schnell und kurzfristig schließen konnte. Erschreckend ist doch wohl vielmehr die militärische, ökonomische und terroristische Effizienz des Regimes.

Zwar konzidiert er »die vorzügliche Ausbildung; die Ausstattung mit modernen Waffen, den hohen Grad der Motorisierung in den Sturmspitzen«. (S. 869) Warum die Wehrmacht den Gegnern in vielen Bereichen und über lange Zeit – in manchen Bereichen bis Kriegsende – militärtechnologisch überlegen war, wird jedoch nicht weiter untersucht. Symptomatisch in diesem Zusammenhang, dass Wehler die Rolle der Wissenschaften als Basis moderner Waffentechnologie, insbesondere die erhebliche Förderung unterschlägt, die namentlich die Natur- und Technikwissenschaften insbesondere seit der Ende 1936 eingeleiteten forcierten Aufrüstung durch das NS-Regime erfuhren. Wehler erwähnt die »Deutsche Physik« und andere Varianten ideologierter Wissenschaft (S. 720), »vergisst« jedoch darauf hinzuweisen, dass der Hauptvertreter der »Deutschen Physik« Johannes Stark bereits Ende 1936 als DFG-Präsident abtreten musste und sich vor Kriegsbeginn verbittert aufs Altenteil zurückzog. Wehler suggeriert, dass die »Intellektuellenfeindlichkeit« der führenden Nationalsozialisten mit »Wissenschaftsfeindlichkeit« gleichbedeutend ist. Dem war jedoch nicht so. Die Ressentiments führender Nationalsozialisten richteten sich gegen die selbständig denkenden und in der demokratischen Öffentlichkeit der Weimarer Republik positionierten Angehörigen des Bildungsbürgertums; den in seiner Fachdisziplin tätigen Technik- und Wissenschafts-Experten schlossen sie nicht ein. Spätestens seit der Verkündung des »Vierjahresplanes« verfüg-

RÜDIGER HACHTMANN

ten Natur- und Technikwissenschaftler, und zwar keineswegs nur die von Wehler erwähnten Biologen, Genetiker und Mediziner (S. 728; vgl. auch S. 666), über in der deutschen Geschichte einzigartige Entfaltungsmöglichkeiten. Wenn sich die (überwiegend staatlichen) Zuwendungen etwa an die DFG und an die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft von 1936 bis 1943 ungefähr verdreifachten und im vorletzten Kriegsjahr knapp doppelt so hoch lagen wie Ende der zwanziger Jahre,²¹ dann zeigt dies, dass die Spitzen des NS-Regimes sehr wohl verstanden hatten, dass sich moderne Kriege nur mit einer modernen Wirtschaft und eben auch einer modernen Wissenschaft führen ließen. Allerdings wurden in erster Linie die kriegsrelevanten Natur- und Technikwissenschaften gefördert. Die damit einhergehende systematische Vernachlässigung weiterer Bereiche der Geistes- und Sozialwissenschaften (die die NS-Forschung bisher in erster Linie in den Fokus genommen hat) ist allerdings nun wahrlich keine Eigentümlichkeit des NS-Systems, sondern eher ein Ausweis technokratischer »Modernität«.

Es mag sein, dass Wehler die neuere Literatur zu diesem Themenkomplex noch nicht rezipieren konnte.²² Auch die ältere Literatur zu diesem Thema bietet freilich unzweideutige Hinweise.²³ Insofern könnte die (freilich von weiten Teilen der überkommenen Forschung geteilte) Geringschätzung der NS-Wissenschaftspolitik auch Element der Gesamtkonzeption des Wehler'schen Werkes sein. Zuzugeben, dass die Behauptung von der Ineffizienz der Wissenschaftspolitik (S. 828) nicht zu halten ist, hätte seine These erschütterter, dass in erster Linie der »Kriegscharismatiker« und die von ihm

21 Vgl. Wolfram Fischer/Rainer Hohlfeld/Peter Nötzoldt, Die Berliner Akademie in Republik und Diktatur, in: Wolfram Fischer (Hg.), Die Preußische Akademie zu Berlin 1914–1945, Berlin 2000, S. 533.

22 Vgl. zur stürmischen Entwicklung der kriegsrelevanten Technikwissenschaften vor allem Helmut Maier (Hg.), Rüstungsforschung im Nationalsozialismus. Organisation, Mobilisierung und Entgrenzung der Technikwissenschaften, Göttingen 2002; ders., Forschung als Waffe. Rüstungsforschung in der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft und das KWI für Metallforschung 1900 bis 1947, erscheint: Göttingen 2005. Zu den Autarkiewissenschaften: Susanne Heim, Kalorien, Kautschuk, Karrieren. Pflanzenzüchtung und landwirtschaftliche Forschung in Kaiser-Wilhelm-Instituten 1933–1945, Göttingen 2004, resümierend: S. 250; Hans-Walther Schmuhl, Rassenforschung an Kaiser-Wilhelm-Instituten vor und nach 1933, Göttingen 2004.

23 Vgl. namentlich die bahnbrechende Studie von Herbert Mehrtens, Kollaborationsverhältnisse: Natur- und Technikwissenschaften im NS-Staat und ihre Historie, in: Christoph Meinel/Peter Voswinckel (Hg.), Medizin, Naturwissenschaft, Technik im Nationalsozialismus – Kontinuitäten und Diskontinuitäten, Stuttgart 1984, S. 13–32.

BÜRGERTUM, REVOLUTION, DIKTATUR

enthusiasmierter »Volksgemeinschaft« hauptverantwortlich für die militärischen Erfolge gewesen seien.

Wenn Wehler die Wissenschaften und den dort tätigen »Kernverband des Bildungsbürgertums« eher stiefmütterlich behandelt, dann dürften hierfür noch zwei weitere Gründe verantwortlich sein: Diesen Aspekt ausführlicher zu thematisieren, würde erstens dazu zwingen, die Rolle von »Bürgertum«, »Bürgerlichkeit« und »Nationalsozialismus« neu zu diskutieren. Die dunklen Flecke der Geschichte des deutschen Bürgertums müssten gründlicher ausgeleuchtet werden. Zweitens würde Wehlers normativ aufgeladenes, letztlich teleologisches Bild der »Moderne« und »Modernisierung« empfindlich gestört werden. Wehler nämlich wehrt sich vehement dagegen, das »Dritte Reich« als Ausdruck der (wie Detlev Peukert treffend formuliert hat) »Pathologie der Moderne« zu interpretieren. (S. 675) Auch hier verstrickt er sich freilich heillos in Widersprüche. Einerseits kommt er nämlich nicht umhin, eine Reihe von »Modernisierungsfortschritten« zu konstatieren (S. 792, 794), andererseits sucht er diese als bloßen »Modernitätsappeal« klein zu reden. (S. 791) Abgesehen davon, dass sich der »Modernitätsbegriff« nach Belieben biegen lässt und seine heuristische Funktion, so er sie je gehabt hat, längst eingebüßt hat, gehört schon ein gehöriges Maß an Sturheit dazu, die »Janusgesichtigkeit der Moderne« (Peukert) leugnen zu wollen, die (sofern man sich auf die Modernitäts-Begrifflichkeit überhaupt einlässt) das 20. Jahrhundert wie einen roten Faden durchzieht. In der »charismatischen Herrschaft Hitlers« bündelten sich nicht, wie Wehler am Schluss feststellt, »alle destruktiven Tendenzen eines Aufbegehrens gegen die Moderne«. (S. 937) Der Nationalsozialismus war vielmehr ein einziges Aufbegehren gegen jedwede Form der Emanzipation – und das ist etwas ganz anderes als die »Moderne« (oder »Postmoderne« und demnächst vielleicht die »Post-PostModerne«).

Jede Generation schreibt ihre Geschichte neu. Mit Wehlers »Gesellschaftsgeschichte« hat die inzwischen altgewordene »Bielefelder Schule« ihre Deutung der deutschen Geschichte vorgelegt. Auch wenn man nicht so weit gehen will, festzustellen, dass Wehler mit dem vierten Band seines Mammutwerkes grandios gescheitert ist, so braucht es doch keine große Prognosefähigkeit zu prophezeien, dass diesem Band (im Unterschied übrigens zu den drei älteren) eine nur geringe Halbwertszeit beschieden sein wird.